Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 28 (1952-1953)
Heft: 4

Artikel: Umwege, die zum Ziele führten
Autor: Attenhofer, Elsie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1070815

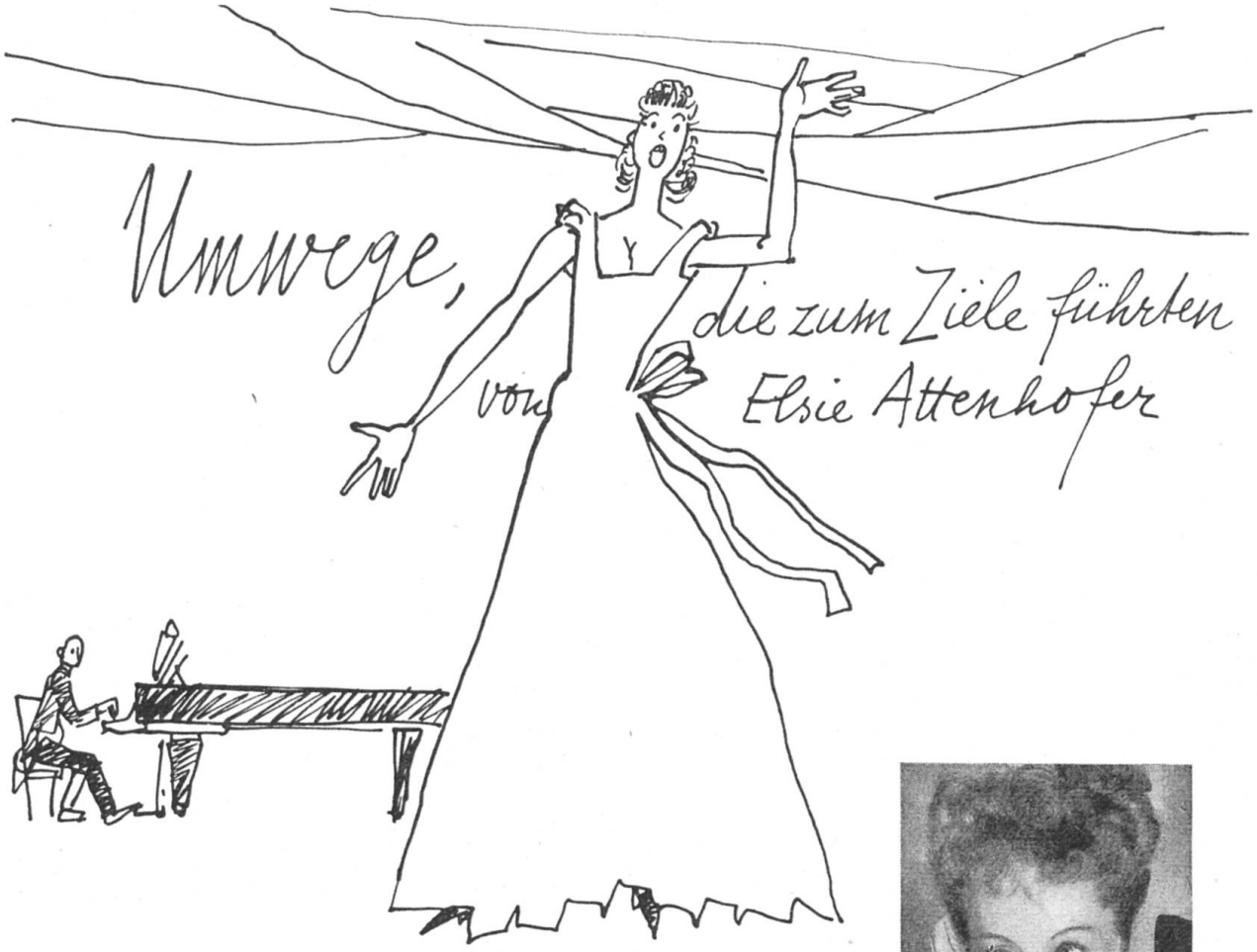
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Umwege, die zum Ziele führten

von Elsie Attenhofer

Elsie Attenhofer ist heute über die Grenzen unseres Landes hinaus als Diseuse berühmt. Aber ihr Erfolg kam nicht von selbst.

Noch heute weiß ich nicht, was meine Mutter veranlaßte, mich als vierzehnjährige Sekundarschülerin zu einem Abend mitzunehmen, den Yvette Guilbert in der Tonhalle in Zürich gab. Diese berühmte Diseuse war damals sicher gegen siebzigjährig. Sie hatte beinahe keine Stimme mehr, sie war weder schön, noch half ihr irgendeine Aufmachung der Bühne. Sie stand ganz einfach vor einem roten Jugendstil-Plüschparavent auf dem recht nüchternen Podium des Tonhallesaales. Und doch brachte sie es fertig, ohne alle äußeren Hilfsmittel das Publikum, unser Schweizer Publikum, in Begeisterung zu versetzen.

Die Vorstellung machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich sie bis heute nicht vergessen habe. Ganze Conférencen und Lieder sind mir im Sinn geblieben. Unvergeßlich, wie sie in allen Variationen jenes unscheinbare Liedchen vortrug:

C'est le mai, c'est le mai
C'est le joli mois de mai —

Ich habe Yvette Guilbert nie mehr gesehen, aber heute frage ich mich, wie weit jenes Erlebnis entscheidend war für meine spätere Laufbahn.

Es wäre schön, wenn ich einfach sagen könnte: «Nach jenem Abend faßte ich den Entschluß, ‚Diseuse' zu werden.» Es würde sich hübsch und entschlossen anhören, aber es wäre nicht wahr. Es vergingen noch viele Jahre, bis ich meinen eigentlichen Weg fand. Ich dachte ganz und gar nicht daran, Sängerin

oder Schauspielerin zu werden — oder wenigstens nicht mehr als jedes andere junge Mädchen.

Der Pflanzboden

Auch meine Eltern dachten nicht daran. Diese Art Beruf fiel für sie unter die «brotlosen Künste». Mein Vater war Kaufmann und versah die Agentur einer Dachversicherungsgesellschaft. Er stammte aus einer sehr musikalischen Familie. Schon sein Vater war sehr musikalisch gewesen. Dessen älterer Bruder war der heute noch bekannte Komponist und Dirigent Carl Attenhofer. Er, als der Älteste, durfte sich ausbilden; bei meinem Großvater reichte es nicht mehr. Auch mein Vater wäre gerne Musiker geworden. Aber wie es so geht, sogar sein Onkel Carl war dagegen, und so mußte mein Vater eben einen kaufmännischen Beruf ergreifen. Aber er war alles andere als ein guter Kaufmann.

Auch in der Familie meiner Mutter wurde die Musik sehr gepflegt. Jahrelang — noch bis wir Kinder beinahe erwachsen waren — studierte meine Mutter Gesang. Er war ihre ganze Freude. Mein Vater begleitete sie mit ebensoviel Hingabe am Klavier. Oft sangen sie zusammen Duette. Zum Beispiel Mendelssohn. Wir Kinder fanden das aber meist so furchtbar komisch, daß wir Tränen lachten, was aber die beiden nicht weiter störte; denn sie hatten viel Humor.

Mein Vater träumte sicher davon, daß eines seiner Kinder Künstler werde. Aber er tat nichts, um diesen Traum zu verwirklichen! Wie gesagt, auch ich dachte nicht daran. Ich hatte zwar schon als Kind Freude am Aufsagen von Gedichten, vor allem in der Schule. Den «Taugenichts» zum Beispiel liebte ich sehr, aber mein größtes Glanzstück waren «Die Füße im Feuer» von Conrad Ferdinand Meyer. Es fiel mir immer leicht, auswendig zu lernen. Lyrische Gedichte hingegen waren mir damals sehr unsympathisch. Ich hielt das für schreckliche Gefühlsduselei.

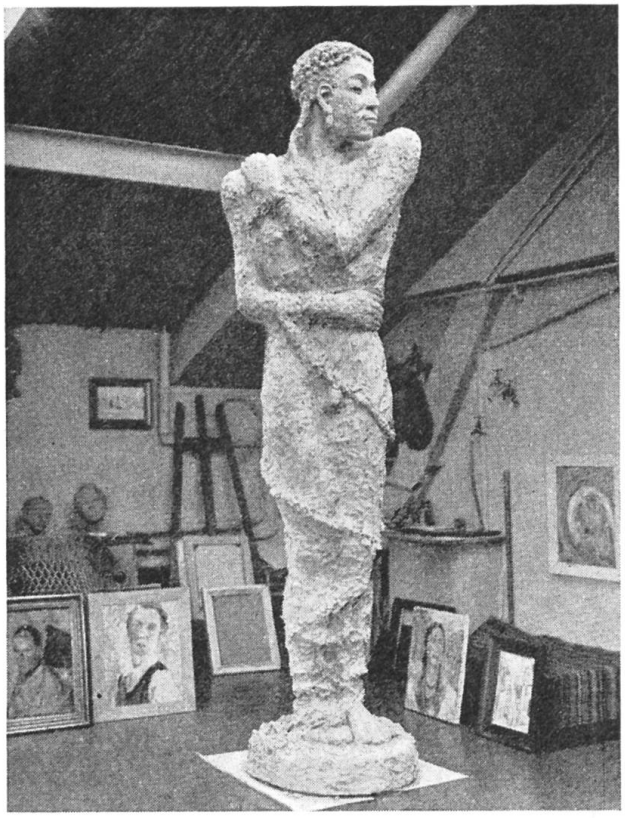
Natürlich spielte ich am Schulsilvester stets mit Wonne Theater, ja ich inszenierte sogar meist selber die kleinen Theaterstücke, die bei solchen Gelegenheiten aufgeführt werden. Es waren zum Teil furchtbare Sachen, die ich etwa in Mamas uralten «Gartenlauben» auf dem Estrich gefunden hatte. Einmal fabrizierte ich auch selber ein solches Stück; es kamen darin eine Gräfin, ein Graf, eine Kammerzofe und ein Diener vor. Natürlich spielte ich selbst die Gräfin. Die Gräfin wollte den Grafen nicht heiraten, da sie den Diener liebte. Weil es sich später aber herausstellte, daß der Diener der wirkliche Graf war, der andere aber ein Schwindler, so endete alles aufs schönste.

Hors d'œuvre

Ich ging gerne in die Schule. Die Fächer, die mir besondere Freude machten, waren Zeichnen, Turnen und Singen. Es war keine Heldentat für mich, wenigstens in diesen Fächern eine Sechs zu bekommen. Dem Zeichnen und Malen galt von klein auf meine große Liebe.

Meine Geburtsstadt ist Lugano, und das erste Schuljahr verbrachte ich noch im Tessin. Als ich mit acht Jahren nach Zürich kam, sprach ich gut italienisch und schrieb es auch, soweit ich es in der ersten Klasse gelernt hatte. Das Umlernen in Zürich machte mir die größten Schwierigkeiten. Die Unterschiede zwischen «ch», «k» und «ck» wollten mir lange Zeit in keiner Weise klar werden. In der ersten Zeit versuchte meine Mutter, das Italienische im Umgang mit uns Kindern beizubehalten. Als wir aber dann von den andern Kindern «Tschinggen» genannt wurden, wollten wir um keinen Preis mehr ein fremdes Wort sagen.

Elsie Attenhofer in ihrem ersten Ballkleid; sie war 18jährig.



So groß, nämlich 2 m 70 war der Joseph den die Verfasserin als junges Mädchen aus Terrakotta machte.

Doch später, in der Mittelschule, stiegen im Italienisch-Unterricht die alten Kenntnisse, vor allem das Gefühl für die Sprache, aus dem Unbewußten wieder auf und erleichterten mir das Sprechen. Ebenso mühelos lernte ich Französisch und Englisch, vor allem was die Aussprache betrifft. Ich konnte nicht ahnen, wieviel mir das später helfen würde.

Nach der Sekundarschule wollten mich meine Eltern in die Handelsschule stecken, um mich auf einen «praktischen» Beruf vorzubereiten. Dagegen wehrte ich mich nun mit Händen und Füßen. Ich wußte zwar durchaus nicht, was ich werden wollte; sicher aber war ich, daß ich nie in ein Büro gehen würde. Endlich überredete ich die Eltern, daß ich die Frauenbildungsschule besuchen durfte. Dort tauchte nun allmählich der Plan auf, Malerin zu werden. Es war mein Zeichnungslehrer Hugo Wiesmann, der mich dazu ermutigte. Grundsätzlich, meinte er zwar, rate er jedem zunächst einmal von diesem Beruf ab. Mir aber würde er es zutrauen — Fleiß und Ausdauer vorausgesetzt —, daß ich es zu etwas bringen könnte. In selbstloser Weise gab er mir lange Zeit Malstunden in seinem wunderschönen Atelier in Oberrieden am Zürichsee. Er unterrichtete mich in den verschiedenen Techniken der alten Meister, die er in selten gründlicher Weise beherrschte.

Trotz alledem getraute ich mich nicht, zu Hause von ernsthaften Malplänen zu reden. Ich war nun achtzehn Jahre alt, und es hieß, etwas Praktisches zu arbeiten. Gesang und Malerei, was noch etliche Ausbildungsjahre verlangt hätte, kamen aus finanziellen Gründen einfach nicht in Frage. Schweren Herzens, wie einst mein Vater, mußte auch ich einsehen, daß die einzige Lösung doch darin liege, in ein Büro zu gehen. Aber wie, ohne jede kaufmännische Ausbildung?

Ein glücklicher Zufall hilft mir zweimal

Zufällig traf ich einen ehemaligen Sekundarlehrer auf der Straße. Ich sprach mit ihm über meine Pläne und Sorgen, und er sagte mir, er könne mir vielleicht zu einer Stelle als Arztsekretärin verhelfen. Der Arzt setze aber selbstverständlich voraus, daß die Sekretärin perfekt maschinenschreiben und stenographieren könne.

Das war bei mir nun ganz und gar nicht der Fall. Steno hatte ich von einem früheren Kurs in der Töchterschule her noch schwach in Erinnerung, aber von Maschinenschreiben hatte ich keine Ahnung. In jugendlichem Selbstvertrauen sagte ich trotzdem zu. Wie ich erfuhr, hatte ich vierzehn Tage Zeit bis zum Antritt der Stelle. Noch am selben Abend setzte ich mich an eine gemietete Schreibmaschine und plagte mich mit der Technik des Blindschreibens ab. Zur Erneuerung meiner stenographischen Kenntnisse nahm ich einige Privatstunden. Und nun übte ich beides vierzehn Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Ich glaube nicht, daß ich in meinem Leben je wieder so intensiv gearbeitet habe. Im Traum noch bewegte ich meine Finger und tippte mystische Zeichen auf weiße Wände. Aber siehe da, nach vierzehn Tagen konnte ich die Prüfung, die mein Arbeitgeber mit mir anstellte, recht gut bestehen.

Ich blieb bei diesem Arzt zwei Jahre, und ich hatte außerordentliches Glück. Denn er

förderte mich, wie er nur konnte, und ermöglichte mir auch, Zeit für meine vernachlässigte Malerei zu finden. Er hatte nämlich eines Tages entdeckt, daß ich eine gewisse Leichtigkeit für das Porträtmalen besaß. Mit rührender Geduld ließ er sich von mir porträtieren. Auch etliche seiner Verwandten und Bekannten «saßen» mir für meine Bilder. Er ermöglichte mir damit eine unerwartete, aber sehr erwünschte Nebeneinnahme.

Und nicht genug damit. Im zweiten Jahre wurde ich einige Monate von meiner Arbeit dispensiert, um weitere Malstunden an einer Pariser Akademie nehmen zu können. Das waren herrliche, arbeitsreiche Jahre. Längst hatte ich auch begonnen, in Ton zu modellieren. Ich mietete mir ein Atelier in einem uralten Hause in der Nähe der Sihlporte. In meinen Träumen sah ich es kommen, daß ich mich eines Tages doch ganz auf diese künstlerische Betätigung würde verlegen können. Aber die Kobolde meiner «Nebenbegabungen» ließen mich auch jetzt nicht in Ruhe. Schon seit Jahren hatte ich — so nebenher dem Beispiel meiner Mutter folgend — Gesang studiert. Auch Rhythmikstunden nahm ich regelmäßig, niemand wußte wozu. Verwandte und Bekannte schüttelten mit Recht die Köpfe und sagten: «Sie zersplittert sich in tausend Dinge, und in keinem wird sie es zu etwas bringen.» Wer konnte ahnen, daß ich ohne jedes Wissen langsam und stetig meine spätere Laufbahn vorbereitete? Ich selber am allerwenigsten.

Als ich von Paris zurückgekehrt war, hatte mein Vater sein Geschäft aufgeben müssen. Meine Eltern hatten ein großes Haus gemietet und es als eine Art Familienpension eingerichtet. Eines Tages nahm sich dort der Schriftsteller und Schauspieler Max Werner Lenz ein Zimmer. Er kam aus Deutschland zurück, wo er am Theater in Dessau Oberspielleiter gewesen war. Nach dem Aufkommen des Nationalsozialismus kehrte er in die Schweiz zurück, um sich als freier Schriftsteller eine neue Existenz aufzubauen. Er begann damit, daß er Schauspielunterricht gab. Eine Freundin von mir, die zum Theater wollte, nahm bei ihm Unterricht und erzählte mir begeistert von diesen Stunden. Ich dachte, daß es für meine Singerei sicher ganz gut wäre, wenn auch ich ein korrektes Hochdeutsch lernen würde, und schloß mich diesen Stunden an. Für meine Verwandten aber brachte diese neue «Zersplitterung» das Faß zum Überlaufen . . .

Zum erstenmal in Stuttgart. Elsie Attenhofer mit ihrem Textdichter Max Werner Lenz.

Cornichon

1934. Es war die Zeit der Gründung des Kabaretts Cornichon. Die tragenden Leute waren Dr. Lesch, Lenz, Dr. Weißert und Mathilde Danegger. Eines schönen Tages fragte mich Lenz, der mich durch die Stunden näher kennengelernt hatte: «Wie wäre es, wenn Sie mitmachen würden?» Ich muß sagen, daß ich im ersten Moment recht erschrocken war. Ein Kabarett! Ich hatte zwar keine Ahnung, was Kabarett war, aber es schien mir etwas recht Zweideutiges zu sein. Um so mehr, als sich das Cornichon ausgerechnet im Niederdorf niedergelassen hatte. Meine Eltern waren außer sich, von den Verwandten und Bekannten gar nicht zu reden. Jahrelang haben sie sich meinetwegen von unserer Familie zurückgezogen. Ich kann es ihnen nicht verargen. Denn das literarisch-politische Kabarett war für die Schweiz kein Begriff. Aber gerade der politisch-satirische Kampf gegen den Nationalsozialismus begeisterte mich, und ich entschloß mich, mitzumachen. Mein erstes Chanson hieß «Das alkoholfreie Mädchen». Es hatte zwar nichts mit Politik zu tun, aber Lenz hätte der Anfängerin kaum ein besseres Début bereiten können als mit dieser für Zürich so typischen Gestalt der weißgetüpfelten Serviertochter in den alkoholfreien Gaststätten. Wie es Lenz immer eigen war, ironisierte er sie höchst liebevoll und in keiner Weise verletzend.

An jenem Premieren-Abend wußte ich kaum, wie mir geschah. Die lebhafte Reaktion des Publikums kam mir so völlig unerwartet, daß ich zu träumen glaubte. Aber noch immer war mir nicht klar, daß ich mit diesem Début einen Schritt getan hatte in die Richtung, die mich nun nie mehr loslassen würde. Ich hatte mich ja nur sozusagen spaßeshalber engagieren lassen.

Vier Jahre blieb ich beim Cornichon, und es waren herrliche Jahre. Meine Sekretärinnentätigkeit hatte ich aufgeben müssen. Im Anfang gab es zwar nur eine winzige Gage, doch erhöhte sie sich bald, und nun war es mir eine besondere Genugtuung, daß ich meinen Eltern trotz meinem künstlerischen Berufe nicht auf der Tasche liegen mußte.

Längst hatten sich meine Eltern an das Wort «Kabarett» gewöhnt und begannen sich über meine Erfolge zu freuen. Vor allem mein Vater. Viele Abende saß er im engen «Hirschen», um sich immer wieder meine Nummern anzuhören. Oft schien es mir, wenn ich ihn so unten sitzen sah, als beginne sein Bart zu knistern vor Vergnügen!

24 – 8 = 16

Ich hatte aber über dem Cornichon meine Liebhabereien nicht etwa aufgegeben. Wohl verschoben sich die Proportionen etwas. Meine Nebenbeschäftigungen waren in vorderste Linie gerückt, und das ehemals Liebste, die Malerei, war zum Stiefkind geworden. Aber Aufführungen und Proben füllten meine Zeit nicht aus, und in den Cafés herumzusitzen ist mir immer zu langweilig gewesen. So holte ich in meiner Freizeit immer wieder Modellierton

Elsie Attenhofer ist nicht nur Künstlerin, sondern im Neben- oder Hauptberuf, wie man es nimmt, Mutter zweier Kinder. Links von ihr Christoph, rechts Regine. Das Kind links außen ist ein Göttibub.

oder Pinsel und Palette hervor. Damals las ich den Josephs-Roman von Thomas Mann. Er fesselte mich so, daß ich diesen Joseph, so wie ich ihn mir vorstellte, in plastischer Form sichtbar zu machen begann. Meine Statue bekam eine Höhe von 2,70 Metern und sollte eine Terrakotta werden. Eine Terrakotta von solchen Dimensionen — das war wohl das Bemerkenswerteste an meinem Joseph! Jeder Bildhauer wird es mir bestätigen. Um eine Tonstatue brennen zu können, muß sie erst völlig ausgetrocknet sein. Während des Austrocknens dürfen keine Risse entstehen, und keinerlei Armatur, außer Schnüren und Papier, darf sie während des Brennens im Innern stützen, sonst zerspringt sie. Wie nun aber nassen Ton zu einer drei Meter hohen Statue verarbeiten ohne Armatur? Wie die zehnprozentige Schrumpfung der Figur, die durch den Feuchtigkeitsverlust entsteht, überwinden, ohne daß allenthalben Risse entstehen? Ohne Armatur ging es nicht, das stand fest; wie aber sie rechtzeitig entfernen? Nicht vergebens hatte ich mir über diese technischen Schwierigkeiten tagelang den Kopf zerbrochen und sogar abends zwischen meinen einzelnen Auftritten meine Berechnungen und Zeichnungen gemacht. Es wurde mir klar, daß ich während des Eintrocknens die Armatur der Statue Stück für Stück wieder zu entfernen hatte. Es mußte geschehen, sozusagen ohne daß Joseph es merkte! Und siehe da: es gelang! Eines Tages stand der gebrannte Joseph hocherhobenen Hauptes im Garten meines elterlichen Hauses. Das Alleraufregendste aber sei nicht vergessen: Noch während Joseph in meinem Atelier stand, meldete mir eines Tages Thomas Mann selbst seinen Besuch an. Er habe von der Statue gehört und er wolle sich, wie er sagte, das Vergnügen nicht nehmen, seinen Joseph in meiner Gestalt zu besichtigen. «So weit — so gut», sagte Thomas Mann ungefähr, als er ihn betrachtete, «aber weshalb muß er denn so groß sein?» Darauf konnte ich ihm leider auch keine Erklärung geben. Es wäre denn die gewesen, daß große Eindrücke offenbar große Statuen zur Folge haben!

Beinahe schäme ich mich heute — vor allem im Hinblick auf meine damals neuerdings kopfschüttelnden Verwandten — zu erwähnen, daß ich in jenen ersten Cornichon-Jahren auch noch das Fliegerbrevet I und II errang. Erst 1939 — ich war mitten im Training für das Akrobatikbrevet — setzten die Mobilmachung und die Benzinsperre meiner Fliegerei ein plötzliches Ende.

Es hat mich einmal jemand gefragt, ob ich denn eigentlich keinen Schlaf brauche. Das hat mich erstaunt, denn ich brauche sehr viel Schlaf, allermindestens acht Stunden, und ich bin auch imstande, trotz meinen Nebenbeschäftigungen, diese acht Stunden meist zu erübrigen. Es scheint mir, daß 16 Stunden Tag auch für einen überaus fleißigen Schweizer genügen dürften für berufliche Tätigkeit und für drei oder vier Hobbies daneben!

Stadtflucht

Schon in der ersten Cornichon-Zeit, im Jahre 1936, zog ich in das Bauerndorf Bassersdorf. Anfangs war ich wohl etwas ängstlich, ob ich, die ich vom siebenten Lebensjahr an ausschließlich in der Stadt gewohnt und gelebt hatte, mich ebenso mit dem Landleben befreunden könnte. Aber Bassersdorf wurde für mich eine der glücklichsten Veränderungen meines Lebens. Schon damals, als noch kein schöner Garten das Häuschen umschloß und keine Kinder darin Verstecken spielten, war mir der «Schatzacker» eine wahre Zuflucht. Lenz fand meine Idee, aufs Land zu ziehen, zunächst völlig verrückt. Er fuhr dann aber doch einmal mit mir nach Bassersdorf hinaus, um sich die Siedlung anzusehen, von der ich so schwärmte: weit auseinanderliegende Häuschen, teils größer, teils winzig klein, lagen eingebettet zwischen Wiesen und Gärten am Saume des Waldes. Er war so entzückt, daß wir uns nachher stritten um das kleine «Einmannhaus», das zu mieten ich mich entschlossen hatte. Der Gründer der Siedlung, Herr Müller — auch «Reform-Müller» genannt —, löste das Problem, indem er sagte: «Dann bauen wir eben ein zweites Haus, nach Maß.» Und so geschah es, beinahe wie im Märchen. Ich erhielt ein neues, kleines Haus, bei dem noch eigens ein Atelierfenster eingebaut wurde für meine diversen Nebenbeschäftigungen.

Auch Max Werner Lenz fand eine Nebenbeschäftigung: den Garten. Er entdeckte im fünften Jahrzehnt seines Lebens den Gärtner in sich. Er wurde ein passionierter Gärtner, ja er war der geborene Gärtner. Aus dem kahlen Wiesenrain rund um unsere Häuschen wurde mit den Jahren ein Blumengarten mit Steinmäuerchen, Büschen und Bäumen. Heute

spielen meine Kinder darin, und es ist, als hätte Lenz das kleine Paradies schon damals eigens für sie geschaffen.

Auf eigenen Füßen

1938, also noch vor dem Kriege, begann ich mich langsam vom Cornichon zu lösen. Ich suchte nach einer andern Form der Darstellung, als sie mir innerhalb eines Kabarettensembles möglich war. Ich begann, meine eigenen Abende aufzubauen mit Chansons und Monologen, die nicht allein der grotesk-angriffigen oder nur ironischen Tonart gelten sollten, wie sie üblicherweise das politische Kabarett vertritt.

Im Oktober 1939 war ich so weit, daß ich zum erstenmal mit eigenem Programm, nur in Begleitung eines Pianisten, vor die Öffentlichkeit treten konnte. Es war im «Kaufleuten»-Saal in Zürich. Begleiterin am Flügel war Erica Wolfensberger. Jahrelang, bis zu ihrer Verheiratung, nach Kriegsende, hat sie meine Abende voll Hingabe begleitet. Alle meine Aufregungen und Nöte, bis es so weit war, mein schreckliches Lampenfieber, das mir auch heute noch alle Premieren zur Qual werden läßt, hat sie getreulich mitgemacht.

Mein erstes Programm hieß: «Liebe in vielen Sprachen». Es setzte sich zusammen aus schweizerischen Volksliedern in verschiedenen Sprachen, aus Chansons, neuen und altbewährten Nummern aus den ersten Cornichon-Jahren. Detlev von Liliencrons charmanter «Handkuß», entzückend komponiert von Walter Lang, wechselte mit Arnold Küblers hintergründiger «Vogelscheuche». Diese «Vogelscheuche» blieb jahrelang in meinem Programm; Paul Burkhard hatte sie ausgezeichnet vertont. Zu solchen Nummern kamen später noch viele hinzu; eine der bekanntesten ist die «Europa-Union» mit den vier Telefonen von Max Werner Lenz, die inzwischen über unsere Grenzen hinaus berühmt geworden ist.

Immer mehr schien es mir unrichtig, solche Standardnummern um der «Nouveautés» willen aus den Programmen auszuschalten. Die Zustimmung des Publikums gab mir recht; die Kritiker griffen mich oftmals deswegen an. Ich habe in dieser Hinsicht in der Schweiz keinen leichten Stand; denn wir sind es gewohnt — oder gewöhnt worden durch das Cornichon und das Fédéral —, daß keine auch noch so gute Nummer je wiederholt wird. Es galt für mich, einen andern Weg zu beschreiten. Man hat mich oft gefragt: «Wie nennt man Ihren Beruf? Was machen Sie eigentlich? Wie soll man Sie nennen?» Was sollte ich antworten? Kabarettistin? Das war wohl nicht richtig, da das Kabarett, ich meine das politisch-literarische Kabarett, zur Hauptsache von der Aktualität lebt. Diseuse? Lenz kündigte mich einmal auf der Bühne an mit den Worten: «Sie sehen und hören jetzt eine Diseuse. Diseuse heißt auf deutsch „Sprecherin", sie singt also.» Es scheint keine genaue Definition zu geben für das, was ich tue . . . Jedenfalls wäre es falsch, bei mir Kabarett im gewohnten Sinne zu erwarten. Ich wechsle während der Vorstellung weder das Kostüm noch den Bühnenhintergrund. Ich versuche es mit dem «Nichts» (ohne dabei unbedingt an Sartre zu denken). Ich versuche, dem Wort an erster Stelle die Ehre zu geben. Und es scheint mir, ein gutes Wort sollte, ähnlich wie eine schöne Melodie, auch zweimal gehört werden können.

Neue Aufgaben

Natürlich hatte ich schon mit meinem ersten Programm ins Ausland zu gehen geplant. Der Kriegsausbruch verhinderte das. Dafür gab ich bei den Soldaten unzählige Vorstellungen. Diese Soldatenaufführungen gehören zu meinen schönsten Erinnerungen. Nie vergesse ich die Säumer in Unterwasser, die eng zusammengepfercht in einem kleinen Wirtshaussaal mit improvisierter Bühne meinen Auftritt erwarteten. Erst dachte ich beim Eintreten, ich hätte mich im Saal geirrt, so sehr roch es nach Pferdestall. Der Saal dampfte geradezu, und man hätte die Luft schneiden können. Die recht rauhen Bergler empfingen mich mit Johlen und Scharren. Dieser erste Augenblick der Auseinandersetzung mit dem Publikum ist immer der schwierigste und gefährlichste. Bringt man es zu Stille und Aufmerksamkeit oder nicht? Oft zitterte ich vor meinen Auftritten und war von meiner Unfähigkeit, den Kampf aufnehmen zu können, überzeugt. Damals, bei den Säumern, hatte ich in letzter Sekunde einen Volksliedvers umgewandelt und sang, nach wenigen einleitenden Worten:

«Min Schatz isch e Säumer,
ich han en so gärn,
und wän er derthär chunnt,
so schmöckt mes vo färn.»

Damit war der Bann gebrochen, und ich hatte gesiegt. Mit größter Begeisterung nahm dies gänzlich theaterfremde Publikum nachher auch meine italienischen, englischen und französischen Lieder auf.

Kurz vor und während des Krieges wurden mir einige Filmrollen übertragen. Ich spielte die «Rosa Wiederkehr» im «Füsilier Wipf» und das «Gritli» in Gottfried Kellers «Mißbrauchten Liebesbriefen». Als sehr befriedigend habe ich das Filmen nie empfunden. Zu sehr hat sich der Schauspieler der Technik und ihren Tücken unterzuordnen. Er ist auch auf Gedeih und Verderb dem Regisseur, Operateur und Drehbuchautor ausgeliefert. Sie entscheiden über ihn. Fremde Hände bemalen ihn mit Licht und Schatten, verkleinern oder vergrößern ihn nach Gutdünken, zerschneiden und kleben ihn ein zwischen andere Fragmente in willkürlicher Proportion.

Über die Grenzen

Nach Kriegsende schienen sich endlich Chancen im Ausland zu zeigen. Werner Finck eröffnete 1948 sein kleines «kabarettistisches Theater» in Stuttgart. Er hatte eine meiner Vorstellungen in Zürich gesehen und bat mich, bei der Eröffnung in Stuttgart mitzuwirken. Ich mußte mich, seit Jahren zum erstenmal wieder, in ein fremdes Ensemble einreihen und konnte nur zwei oder drei von meinen eigenen Sachen bringen. Aber jener Start in Stuttgart wurde doch zum ersten großen Erfolg im Ausland. Es folgte Angebot über Angebot von Agenten, die mich für Tourneen innerhalb dieses oder jenes Ensembles und für bunte Abende engagieren wollten. Aber genau das wollte ich nicht mehr; mir ging es darum, mein eigenes Programm zu zeigen. Kein Agent war jedoch bereit, an einen künstlerischen Erfolg, geschweige an einen finanziellen Erfolg eines Abends mit mir allein zu glauben. «Eine Frau allein auf der Bühne? Ausgeschlossen!» sagten sie. «Das gibt es nicht!»

Wieder einmal schienen sich alle Türen zu schließen. Es schien, daß ich in eine Sackgasse geraten war, aus der es nur ein Zurück gab. Hinzu kam, daß mich das Problem Beruf und Familie zu belasten begann. Ich hatte während des Krieges geheiratet, und Christoph und Regine waren zur Welt gekommen. Von Stuttgart heimgekehrt, schrieb ich an Erica Wolfensberger nach Südamerika, daß ich heute soweit sei, ihrem Beispiel folgend, die Kunst zugunsten der Familie aufzugeben.

Aber wie es manchmal geht: Gerade dann, wenn man mit den eigenen Kräften keinen Weg mehr findet, greift das Schicksal von außen ein. Die Regisseurin Hilde Vissering, die ich in Stuttgart noch kurz vor meiner Abreise kennengelernt hatte, lud mich zu drei Solovorstellungen vor geladenen Gästen in ihr großes Haus in Stuttgart ein. Zögernd und skeptisch reiste ich hin. Die drei Abende wurden der Ausgangspunkt für den Plan einer großen Tournee in Deutschland. Dreiviertel Jahre später, im Herbst 1950, führte mich eine erste Tournee nach Berlin, Bonn, Düsseldorf, Frankfurt, Köln und Stuttgart.

Diese Reise wurde ein so schöner und beglückender Erfolg, das Publikum empfing mich Fremde mit so viel Wärme und Zuneigung, daß meine eigenen Bedenken, meine Verzichtgedanken und Fluchtversuche, kurz, all jene Hemmungen, wie sie dem Schweizer Künstler innerhalb seiner eigenen engen Grenzen leider immer wieder zu erwachsen pflegen, sich auflösten, ich weiß nicht wie. Ich durfte erfahren, daß wir offenbar in der Schweiz, beginnend mit dem Cornichon, beinahe ahnungslos eine Form Kabarett entwickelt haben, die es anderswo nicht gibt. Das war eine unendlich ermutigende Erkenntnis. Für mich persönlich zeigte die Schule, die ich dem Cornichon und vor allem Max Werner Lenz verdanke, plötzlich ihre Früchte, und zwar in einer Form, die ich nicht voraussehen konnte.

«Wer ist Max Werner Lenz?» fragte man mich immer wieder. Immer wieder bewunderte man seine Texte, die bei aller Ironie und Angriffigkeit nie verletzend oder abstoßend wirkten. «Kabarett ohne Holzhammer», «Kabarett mit Herz», «Europäisches Kabarett», so und ähnlich schrieben die Kritiker, und es war meine größte Freude, diese Rezensionen Lenz nach Hause schicken zu können. Die eindeutige Stellungnahme gegenüber der extremen Rechten wie Linken in seinen Texten wurde ganz besonders registriert, und daß nicht nur *gegen* vieles, sondern auch *für* etwas zu Felde gezogen wurde. Man empfand das, wie auch die Selbstironie, als «schweizerisch».

Foto: Feuerstein
Winternot

Das Schweizerische! Es verursachte mir bei meinen ersten Tastversuchen im Ausland, auch in London, eher eine Art Minderwertigkeitsgefühl. Heute aber weiß ich, daß das Schweizerische meine beste und echteste Stütze ist. Worin es besteht, mögen Ausländer leichter definieren können als wir selbst. Ich kann nur sagen, daß meine Programme um so stärker wirkten und als um so europäischer empfunden wurden — je schweizerischer sie für mein Gefühl waren.

Es blieb nicht bei jener ersten Tournee. Im Frühling 1951 folgte die zweite, im Herbst darauf die dritte und vierte. Im Frühling 1952 flog ich zum erstenmal zu einem Gastspiel nach London, das mir die interessantesten Erfahrungen, auch wieder in bezug auf das «Schweizerische», einbrachte.

Was sagt Ihr Mann eigentlich dazu?

Der einzige schmerzliche Punkt während dieser schönen Tourneen ist stets die Trennung von meiner Familie, meinen Kindern. Obschon ich es immer so einzurichten versuche, daß ich nicht länger als höchstens 4—6 Wochen hintereinander fort bin, ist die Trennung nicht leicht.

«Was sagt Ihr Mann eigentlich dazu, daß Sie so viel abwesend sind?» fragt man mich immer wieder in der Schweiz.

«Wie stolz muß Ihr Mann auf Ihre Erfolge sein!» sagte man im Ausland. «Ist er auch beim Theater?»

«Nein», kann ich dann nur sagen, «Gott sei Dank nicht.» Und er selbst würde dann wohl hinzufügen: «Das fehlte noch!»

Trotzdem war es ausgerechnet beim Film, 1938, daß ich meinen Mann kennenlernte. Es war bei den Aufnahmen für den «Füsilier Wipf»; er funktionierte während seiner Ferien als militärischer Berater bei den Soldatenaufnahmen im Jura und im Zürcher Oberland. Die Wartezeiten (90 % der Filmarbeit besteht aus Warten, wenigstens für den Schauspieler!) füllte er aus als Chauffeur: Er fuhr uns Darsteller, die wir in voller Kriegsbemalung und Kostümierung waren, vom Hotel oder Schminkort zum Arbeitsplatz hin und wieder zurück. Niemand wußte zuerst genau, wer er war und was für eine berufliche Tätigkeit er sonst ausübte. Aus dieser Unkenntnis entstand folgende nette Anekdote:

Eines Tages mußte der Chef der Filmgesellschaft von der Bahn abgeholt und in das Quartier des Filmstabes gebracht werden. Besagter Chauffeur fuhr ihn gemeinsam mit dem Aufnahmeleiter hin und öffnete ihm, wie es einem regelrechten Chauffeur geziemt, bei der Ankunft wortlos den Wagenschlag. Der Aufnahmeleiter spielte ebenso wortlos mit. Der Chef aber sagte in der ihm eigenen Sprache: «Herr Fueter, zahlen Sie dem Chauffeur es Zweierli!» Am Abend beim gemeinsamen Nachtessen erschien dann auch der «Chauffeur» am Tisch, und der Aufnahmeleiter stellte ihn dem Chef vor: «Dörf ich vorstelle: min Fründ, de Herr Profässer Schmid us Züri!»

Jenes Nachtessen war auch meine erste Bekanntschaft mit dem Chauffeur. Es ist aber nicht nur beim Chauffieren geblieben; 1940 heirateten wir, und das Häuschen in Bassersdorf wurde vergrößert. In den folgenden Jahren, in denen meine beiden Kinder zur Welt kamen, hatte ich mich sehr von der Öffentlichkeit zurückgezogen, ohne allerdings untätig zu sein.

Ich schreibe ein Drama

1943, ein Jahr nach der Geburt meines Sohnes, schrieb ich das Zeitstück «Wer wirft den ersten Stein?» Ich verfolgte dabei keine schriftstellerischen Ambitionen. Ich schrieb es lediglich aus Empörung gegen den Antisemitismus, dessen Bazillus leider auch in unserm Lande um sich zu greifen begann. Den Anstoß zu meinem Entschluß gab eine kurze Notiz in der Zeitung, des Wortslauts, die deutschen Besetzungstruppen hätten in Paris eine Razzia gegen die Juden unternommen, um sie nach dem Osten zu deportieren. Die Männer seien von den Frauen und Kindern getrennt worden. Da die Kinder in Paris zurückbleiben sollten, mußten die Frauen von ihnen getrennt werden; man erreichte dies mit Hydranten. Ich mußte etwas tun. Die segensreiche Tätigkeit von Pfarrer Vogt war mir bekannt; wo aber blieb das Theater als moralische Anstalt? So schrieb ich 1943 mein Stück unter vielen Ängsten und Qualen, denn ich spürte wohl, daß ich dem schwierigen Stoff nicht gewachsen sein konnte. Einzig der Impuls und meine Empörung als Frau und Mutter ließen mich für das Problem eine dramatische Form suchen. Im Herbst 1943 war dies schriftliche Sorgenkind endlich geboren. Aber auch hier: die eigentlichen Sorgen beginnen erst, wenn das Kind auf der

Welt ist. Wer sollte das Dialektstück aufführen? Ich versuchte vergeblich, es an verschiedenen Theatern unterzubringen. Ich schickte es zum damaligen Wettbewerb des Schauspielhauses Zürich. Es blieb bis zum Frühling 1944 dort liegen und kam dann als «abgelehnt» zurück. Hoffnungslos und verzweifelt über die verlorene Zeit legte ich es in die Schublade. Es schlief den ganzen Sommer durch. Eines Tages übergab ich es dem Leiter einer Tourneegenossenschaft, den ich zufällig getroffen hatte, und — o Wunder! — er rief mich an. Er sei ergriffen, sagte er, und bereit, die Sache auf die Beine zu stellen. Eine Ad-hoc-Truppe wurde zusammengestellt unter der Regie von Max Werner Lenz, und wenige Wochen später begann unsere Tournee mit der Uraufführung im Küchlin-Theater in Basel. Wieder einmal waren Publikum und Rezensenten verschiedener Meinung! Die Kritik verwarf meinen «Stein», das Publikum kam in hellen Scharen. Über 150 Aufführungen erlebte mein Stück in der deutschen Schweiz. Auch das Schauspielhaus Zürich füllte sich wohl oder übel an neun Montagen, und zwar trotz der recht trübseligen Zürcher Kritiken, von denen eine mit den Worten begann: «Nicht nur am Volant, am Steuerknüppel und als Schauspielerin auf der Bühne betätigt sich Elsie Attenhofer, nein, sie muß auch noch ein Stück schreiben! . . .» Aber es wäre ungerecht, nicht auch jene Zeitungsstimmen zu erwähnen, die sich überaus gütig und anerkennend über meine Bemühung äußerten. Ermutigend waren aber vor allem die vielen Briefe aus dem Publikum, die mir ins Haus flogen. Oft erschütternde Zeugnisse von Flüchtlingen, die ähnliche Schicksale wie mein «Vreny» am eigenen Leibe oder in nächster Verwandtschaft erfahren hatten. Unvergeßlich ist mir jener Brief einer Baslerin, welche schrieb, zwischen ihrem Sohn und ihrer Tochter hätte sich bereits seit längerer Zeit genau derselbe Konflikt eingestellt, wie ich ihn in meinem Stück beschrieben. Die Tochter war mit einem Juden verlobt, und der Bruder wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen. Die Streitigkeiten drohten die Familie auseinanderzubringen. Nun habe sie mit Sohn und Tochter eine meiner Vorstellungen besucht, und sie wolle es nicht versäumen, mich wissen zu lassen, daß seither der Konflikt beigelegt sei. Ich fand, daß sich allein um dieses Briefes willen alle Nöte, Enttäuschungen und Tränen gelohnt hatten.

Letzten Herbst wirkte ich beim «Heidi»-Film der Praesens mit (wobei ich versuchte, der Rolle der «Base Dete» nicht allzusehr die Farbe der Kidnapperin zu geben!). Daneben sind neue Tourneen in Vorbereitung für Deutschland und London, und so muß ich mit Seufzen konstatieren, daß das unruhige Hin und Her zwischen Beruf und Familie, zwischen Abschied und Wiedersehen noch für absehbare Zeit kein Ende finden wird.

Die Malerei ist mehr und mehr zum Stiefkind geworden, und seit einiger Zeit kann ich mich seiner nur noch einmal im Jahr etwas annehmen: während der Sommerferien.

*

Immer wieder fragen mich die Frauen: «Wie machen Sie es, daß Sie Zeit finden für Beruf und Familie?» Eigentlich weiß ich keine Antwort. Denn es läßt sich für uns Frauen wohl nie ein ideales Rezept finden, mit dem wir beidem ganz gerecht werden könnten. In meinem Falle verdanke ich es zwei oder drei Faktoren, daß ich die beiden Dinge einigermaßen unter einen Hut bringen kann: Elsbeth, meiner ausgezeichneten Hilfe im Haushalt, und der Tatsache, daß im Nachbarhäuschen der Gärtner und Textdichter Lenz wohnt, der, wie er der Götti meiner Kinder ist, auch bei den mehr oder minder freudigen Ereignissen meines Berufes Pate steht. Vor allem aber verdanke ich es dem Verständnis meines Mannes und seiner stets bereiten Hilfe auf der ganzen Linie.

Da musste ich lachen

Die langsamen Berner

Ich will die OLMA besuchen. In St. Gallen merke ich, daß ich eine Woche zu früh bin.
Da sage ich zu einem Arbeiter, der an den Ausstellungshallen baut: «Jetz chöit der de nümme säge, d'Bärner chöme geng z'spät; i ha scho hütt a d'OLMA wölle!» worauf dieser trocken feststellt: «Dir weit dänk no a die färndrigi.»